Polkwitzer Stadtblatt

Wochen- und Anzeigenblatt für die Stadt Polkwitz und deren Umgegend

Bezugspreis für den Monat 55 Pf.; frei Haus in der Stadt 65, auf dem Lande 80 Pf., durch die Post 80 Pf. Einzelnummer 10 Pf.

Betriebsstörungen, hervorgerufen durch höhere Gewalt und deren Folgen, bei uns oder unseren Lieferanten, begründen keinen Anspruch auf Rückerstattungen

Erscheinungstage: Dienstag und Freitag

Amtliches Insertionsorgan der Vereinigung ehemaliger Polkwitzer in Berlin

Redaktion, Druck, Verlag: Buchdruckerei Polkwitz, Inhaber Paul & Walter Bruckſch

Geschäftsstelle: Polkwitz, Lübenerstraße 3

Fernruf: Polkwitz 27 Postscheckkonto: Breslau 7596 Postschließfach 2

Telegrammadresse: Stadtblatt, Polkwitz

Die einspaltige Inseratenzeile (45 Millimeter breit) oder deren Raum Millimeter 6 Pf., Familienanzeigen 5 Pf.

Reklamen (90 Millimeter breit) 25 Pf.

Rabatt nach Tarif, Staffel A

Bei Konkursen, Geschäftsaufsichten usw. kommt jeglicher evtl. gewährter Rabatt in Fortfall. Gerichtsstand Glogau

Inseraten-Annahmeschluß: Dienstag und Freitag 9 Uhr

Nummer 49 | Dienstag, den 19. Juni 1934 | 52. Jahrgang

Des Führers Appell an die Welt.

Auf dem Gauparteitag in Gera.

Auf dem Thüringischen Gauparteitag in Gera hielt der Führer eine Rede, in der u. a. ausführte:

Zum ersten Male nach dem Siege der Bewegung spreche ich wieder hier in dieser mir bekannten Stadt, und ich darf wohl sagen: welch eine Wendel Vor kaum zwei Jahren tobte auch in Gera noch der Schrei des Klassenhasses, Rotfront beherrschte die Straße, und heute nach kaum 1½ Jahren nationalsozialistischer Regierung, ist diese Stadt wie verwandelt. Und diesen Wandel sehen wir im ganzen deutschen Volk. Es ist nicht nur eine äußere Umwandlung, nein, der bessere innere Kern unseres Volkes hat sich nach außen gewendet und das Schlechte nach innen zurückgetrieben.

Eine Weltanschauung hat gesiegt.

Und was wir früher so oft als wesentlich für den Sieg einer Weltanschauung voraussagten, ist eingetroffen. Wie oft erklärten wir früher, daß ein Parteisieg bloß ein Regiment verändert, der Sieg einer Weltanschauung aber ein Volk umgestaltet, das ganze Leben mit einem neuen Geiste und Sinn erfüllt. Eine Stadt haben wir erobert, und jeder sieht es.

Genau so ist Deutschland erobert worden,

und jeder muß es sehen. Nicht nur äußerlich in den marschierenden Kolonnen! Nein, auch innerlich haben wir es erobert.

Was hat es zu sagen, wenn bei 42 Millionen noch ein lächerliches Grüppchen glaubt, gegen ein Naturgesetz ankämpfen zu können! Was hat es zu sagen, wenn Menschen, die früher, da wir einsam und klein gewesen sind, uns nicht zwingen konnten, jetzt sich einbilden, unsere Bewegung hemmen zu können, da sie sich siegreich über Deutschland erhoben hat? Der Sieg der nationalsozialistischen Bewegung dokumentiert sich nicht in äußeren Zahlen, nicht darin, daß wir Millionen Menschen heute mit ihren Stimmen für uns buchen können, sondern er dokumentiert sich darin, daß wir diese Millionen Menschen auch tatsächlich innerlich erfaßt haben. Deutschland, das fünfzehn Jahre lang nur das Beispiel einer grauenhaften Zerrissenheit bot, ist heute wieder ein Volk, das einheitlich organisiert ist. Und nicht äußerlich allein. Nein: Es wächst in den Geist dieser Organisation innerlich hinein und ist zu großen Teilen bereits hineingewachsen.

Es ist ein wunderbares Zeichen, wenn in einem Volk so wie beim heutigen Vorbeimarsch stundenlang Zehntausende von Männern freiwillig diese Disziplin und die Last auf sich nehmen, freiwillig tätig sind.

An Geld sind wir arm, am Volk aber sind wir heute reich! (Stürmische Heilrufe.)

Ein Volk ist zum Bewußtsein seiner Kraft erwacht. Wenn nun die andere Welt daran die Frage knüpft: Was wollt ihr damit?, dann können wir sagen:

Nach innen alles, nach außen nur, daß ihr uns in Ruhe laßt. (Brausender, immer neu aufflammender Beifall.)

Wenn mir die Frage vorgelegt wird: Was wollen Sie zur Befriedung der Welt tun? So sage ich: Wir haben das Höchste getan, indem wir ein Siebzig-Millionen-Volk nicht nur im Geiste der Selbstachtung, sondern auch zum Geiste der Achtung der Rechte der anderen erzogen haben.

Mögen auch die anderen Staatsmänner und Volksführungen den gleichen Geist vertreten, nämlich nicht nur ihr eigenes Recht wahrnehmen, sondern auch das Lebensrecht der anderen achten lernen. (Starker Beifall.)

Wir haben ein großes Ziel im Innern vor uns: Eine gewaltige Reformarbeit an uns selbst, an unserem Leben, an unserem Zusammenleben, an unserer Wirtschaft, an unserer Kultur. Wir haben ein großes Werk vor Augen. Dieses Werk stört nicht die andere Welt (Bravo!). Genau so, wie wir nicht das stören, was andere Völker bei sich tun.

Wir haben in unserem Haus genug zu schaffen und möchten meinen, daß auch die anderen Völker genug im eigenen Hause zu tun haben sollten. Ich glaube, wenn andere Staatsmänner einen Teil der Aufmerksamkeit, die sie den Vorgängen außerhalb ihrer Völker schenken, dem inneren Leben ihrer eigenen Völker widmen wollten, dann würde manches auf dieser Welt besser sein.

Wir Nationalsozialisten haben ein gigantisches Programm im Innern. Das verpflichtet uns, Friede und Freundschaft mit der anderen Welt zu suchen. Das verpflichtet uns aber auch, genau so dafür zu sorgen, daß die andere Welt uns in Frieden und Ruhe läßt. Denn so wenig wir die Absicht haben, jemanden auf dieser Welt ein Unrecht zuzufügen,

so wenig lassen wir uns in Deutschland vergewaltigen.

Wenn jemand an uns die Frage richtet: Was wollt ihr beitragen zur Befriedung der Welt? Dann sagen wir: Wir sind ein Volk, das den Frieden liebt und den Frieden wünscht, und das vor allem sich nicht um die Angelegenheiten anderer Völker kümmert. Wir haben nur den Wunsch, daß die anderen denselben Weg zur Befriedung der Welt gehen.

Wir sind der Meinung, daß vor allem auch die Presse aller Länder diesen Beitrag zur Befriedung der Welt liefern sollte und sich nicht Elementen zur Verfügung stellt, die ganz andere Ziele haben. Wir Nationalsozialisten kennen diese internationalen Elemente ganz genau, wir wissen, wer heute keinen Frieden will, wer fortgesetzt wühlt und fortgesetzt hetzt und die Völker vergiftet. Was soll es heissen, wenn wir mit einem Volk den Frieden und die Verständigung wollen und dann in dieser Presse lesen müssen, man dürfe sich mit der deutschen Regierung nicht verständigen, weil das ein Erfolg für diese Regierung wäre! (Pfuirufe.) **So also gibt man zu, daß das deutsche Volk glücklich wäre, wenn wir eine Verständigung bekämen, und dann wagt man trotzdem, dieses Volk vor der Welt zu verdächtigen.** (Stürmische empörte Pfuirufe.)

Wir haben nur den einen Wunsch, daß sich bei den anderen Nationen immer mehr diejenigen durchsetzen, die in Erinnerung an die Greuel des vergangenen Krieges ebenfalls eine aufrichtige Völkerversöhnung wollen, denn das wissen wir: Wenn diese

internationale Clique von Hetzern

ihre Ziele erreichen würde, dann würde man wieder die Völker, Millionen braver und anständiger Menschen, aber vermutlich keinen dieser internationalen Hetzer auf dem Schlachtfeld finden.

Wir Nationalsozialisten können nichts anderes tun, als unser Volk gegen diese Gefahr vorzubereiten. Wir sind entschlossen, uns hierbei von niemanden das Recht der Selbsterhaltung streitig machen zu lassen.

Wenn uns jemand sagt: Wenn ihr Nationalsozialisten die Gleichberechtigung wünscht für Deutschland, dann müssen wir mehr aufrüsten", so können wir nur sagen: „Unseretwegen könnt ihr das tun, denn wir haben ja nicht die Absicht, euch anzugreifen. Allein wir wollen so stark sein, daß auch jedem anderen die Absicht vergeht, uns anzugreifen." (Langanhaltende minutenlange Heilrufe.)

Je mehr die Welt von Blockbildungen redet, um so klarer wird uns, daß man besorgt sein muß um die Erhaltung der eigenen Kraft. Wir haben keine Komplotte mit anderen Völkern geschmiedet, haben aber besorgt zu sein dafür, daß nicht Komplotte anderer eines Tages das deutsche Volk vernichten und es um den Segen seiner inneren Arbeit bringen.

Da kann ich der ganzen Welt nur das eine versichern: So bedingungslos unsere Friedensliebe ist, so wenig Deutschland einen Krieg will, so fanatisch werden wir für die deutsche Freiheit und die Ehre unseres Volkes eintreten. Die Welt muß wissen: Die Zeit der Diktate ist vorbei. (Stürmische Zustimmung.)

So wenig wir die Absicht haben einem anderen Volke einen Zwang aufzuerlegen, so sehr wehren wir uns gegen jeden Versuch, das deutsche Volk auch weiterhin unter einen dauernden Zwang zu legen. Wir haben nicht das Gefühl, daß wir eine minderwertige Rasse sind, ein wertloses Pack auf dieser Welt, das von jedem getreten werden darf oder kann, sondern wir haben das Gefühl, daß wir ein großes Volk sind, das nur einmal sich selbst vergessen hat, das, verführt von wahnsinnigen Narren, sich selbst um seine Kraft brachte und das aus diesem Wahnsinnstraum jetzt wieder erwacht ist. (Bravo!) Niemand soll denken, dieses Volk in den nächsten tausend Jahren wieder in einen solchen Traumzustand versenken zu können, diese Lehre, die wir an uns in einer so grauenhaften Weise erfahren haben, wird uns

eine geschichtliche Mahnung für Jahrtausende

sein. Was einmal uns durch eigene Schuld geschah, wird sich kein zweites Mal am deutschen Volke wiederholen!

Sehen Sie in unserer nationalsozialistischen Bewegung eine solche große Sicherung gegen den Geist des Klassenkampfes, des Klassenhasses und der Klassenspaltung. Sehen Sie in der nationalsozialistischen Bewegung und in ihren Organisationen eine große Schule der Erziehung zur Gemeinsamkeit. Hängen Sie an dieser Bewegung, kämpfen Sie für sie, Sie kämpfen damit für das deutsche Volk und für das Deutsche Reich!

Denn eines ist sicher: Das Schicksal der deutschen Volksgemeinschaft ist gebunden an das Sein dieser Bewegung, das Schicksal des Deutschen Reiches aber ist bedingt durch die Festigkeit der deutschen Volksgemeinschaft. Wir alle wissen es, wir sind kein Zweck an sich. Die Partei, SA. und SS., die Politische Organisation der Arbeitsfront, die Jugendorganisationen, sie alle sind Mittel zum Zweck der inneren Zusammenschweißung unseres Volkskörpers und damit zur Entfaltung der in unserem Volke liegenden Kräfte zu einer wahrhaft friedlichen, kulturfördernden und auch materiell segensvollen Arbeit.

Acht Jahre liegen zurück, seit ich zum ersten Male in dieser Stadt gesprochen habe. Eine ungeheure Entwicklung! Trotz allen Gegensätzen, trotz allen Widerständen, trotz allen Zweiflern, trotz allen Nörglern, trotz allen Kritikern ist die Bewegung groß geworden. Wer will daran zweifeln, daß die nächsten Jahre die gleiche Entwicklung zeigen werden? Damals war es eine Handvoll Menschen, die glaubte, daß das Werk gelingen würde. Heute sind es Millionen, die fanatische Zeugen für dieses Werk sind, die das Bekenntnis ablegen zu diesem Werke. Wenn im Verlaufe von acht Jahren auch in dieser Stadt, von einer Handvoll Menschen ausgehend, dieser Sieg erreicht werden konnte,

dann wird in den kommenden Jahren und Jahrzehnten dieser Sieg sich vertiefen, und all die kleinen Zwerge, die sich einbilden, dagegen etwas sagen zu können, werden

hinweggefegt von der Gewalt dieser gemeinsamen Idee.

Denn alle diese Zwerge vergessen eines, was immer auch glauben, aussetzen zu können: wo ist das Bessere, das das Gegenwärtige ersetzen könnte? Wo haben sie das, was sie an dessen Stelle setzen könnten? Lächerlich, wenn solch ein kleiner Wurm gegen eine solch gewaltige Erneuerung eines Volkes ankämpfen will! Lächerlich, wenn solch ein kleiner Zwerg sich einbildet, durch ein paar Redensarten die gigantische Erneuerung des Volkes hemmen zu können!

Was müßte kommen, wenn diese kleinen Nörgler ihr Ziel erreichen würden? Deutschland würde wieder zerfallen, wie es früher zerfallen war. Das aber können wir ihnen versichern: Sie haben früher nicht die Kraft gehabt, die Erhebung des Nationalsozialismus zu verhindern, das wachgewordene Volk aber sollen sie nimmermehr wieder in Schlaf senken!

Die Partei und ihre Organisationen, sie werden dafür sorgen, daß das Blut und die Opfer der letzten vierzehn Jahre nicht vergeblich gebracht worden sind. Das müssen sie wissen! Solange sie nörgeln, mögen sie uns gleichgültig sein.

Wenn sie aber einmal versuchen sollten, auch nur im kleinsten von ihrer Kritik zu einer neuen Meineidstat zu schreiten, dann mögen sie überzeugt sein: Was ihnen heute gegenübersteht, ist nicht das feige und korrupte Bürgertum des Jahres 1918, sondern das ist die Faust des ganzen Volkes! (Brausender Beifall.)

Das ist die Faust der Nation, die geballt ist und jeden niederschmettern wird, der es wagt, auch nur den leisesten Versuch einer Sabotage zu unternehmen. Denn das ist sicher: Ob wir sind oder nicht, ist gleichgültig. Aber notwendig ist es, daß unser Volk da ist. Was jene aus unserem Volk gemacht haben, das wissen wir. Wir haben es erlebt.

Sie sollen nicht sagen: Wir wollen es ein zweites Mal besser machen. Ihr habt einmal demonstriert, wie man es nicht machen muß! Deutschland soll leben! (Stürmischer, brausender Beifall, brausende Heilrufe.)

Aufruf zum Deutschen Jugendfest.

Die Fahnen der Jugend werden am 23. Juni über Deutschland wehen. Der Reichsjugendführer und der Reichssportführer haben zum „Deutschen Jugendfest" aufgerufen und in gemeinsamer Arbeit die Vorbereitungen getroffen.

In allen Teilen des Reiches werden an diesem Tage sportliche Wettkämpfe durchgeführt, an denen Hunderttausende deutscher Jungen und Mädel sich beteiligen werden.

Die Durchführung liegt in den Händen der Untergliederung der deutschen Turn- und Sportbewegung und der Hitler-Jugend sowie der Schulen und kommunalen Behörden. Diese bis in jedes Dorf hinabgehende Organisation wird die deutsche Jugend erfassen und den Siegern der sportlichen Kämpfe

Urkunden des Reichspräsidenten von Hindenburg

oder des Reichsjugendführers und Reichssportführers zustellen lassen. Die sportliche Betätigung wird zweifellos eine große sein: Diese und die Sonnwendfeiern am Abend des 23. Juni werden auf jeden deutschen Jungen und jedes deutsche Mädel einen gewaltigen Eindruck machen.

Die Liebe zu Volk und Vaterland soll in allen erneut geweckt werden; die Verbundenheit zum Heimatboden wird am lodernden Feuer ihren Ausdruck finden.

Der 23. Juni gehört der Jugend. Gewaltige Aufgaben wird sie dereinst zu bewältigen haben. Sportliche Wettkämpfe dienen der körperlichen Ertüchtigung und erhebende Sonnenwendfeiern der Erbauung. So möge die Jugend gerüstet werden zum Lebenskampf.

Alle aber, die mit der Jugend fühlen und denken, die mit an die Zukunft unseres Volkes glauben, müssen zu dem Erfolg des „Deutschen Jugendfestes" ihr Teil beitragen.

Der Reichsbankausweis.

Für die zweite Juniwoche.

Im weiteren Verlauf des Juni sind laut Reichsbankausweis für die zweite Juniwoche die Rückflüsse an die Reichsbank nur sehr zögernd eingelaufen. Von der gesamten Inanspruchnahme zum Ultimo Mai in der Höhe von 329,7 Millionen Mark sind bisher nur 143 Millionen Mark zurückgeflossen, also um etwa 43 Prozent, während in der Mitte des Vormonats die Rückflüsse 61 Prozent und Mitte März 78 Prozent der jeweiligen Inanspruchnahme des vorhergehenden Monatswechsels betragen hatten. An Reichsbanknoten und Rentenbankscheinen sind zusammen 24 Millionen Mark in die Reichsbankkassen zurückgeflossen.

Der Reichsbanknotenumlauf hat sich auf 3486 und der Rentenbankscheinumlauf um 1 Million auf 347 Millionen Mark vermindert. An Scheidemünzen flossen 15 Millionen Mark in die Reichsbankkassen zurück.

Die Schrumpfung des Gold- und Devisenbestandes hat sich in verstärktem Maße fortgesetzt. Er ging insgesamt um 20 Millionen auf rund 100 Millionen Mark zurück. Der Goldbestand ermäßigte sich um 17 Millionen auf 94 Millionen Mark, der Bestand an deckungsfähigen Devisen um 3 auf 6 Millionen Mark. In der Berichtswoche mußten rund 5 Millionen Mark für den Zinsendienst der Young-Anleihe bereitgestellt werden. Das Deckungsverhältnis ging infolgedessen weiter von 3,4 auf 2,9 Prozent zurück.

Der gesamte Zahlungsmittelumlauf beträgt 5403 Millionen Mark, die Spanne gegenüber dem Vorjahr hat sich etwas erhöht. Der Zahlungsmittelumlauf ist jetzt um rund 180 Millionen Mark höher als zur gleichen Zeit des Vorjahres.

3598 Universitätsbibliothek

freund seines Vaters an, erhielt von ihm die dreitausend Mark und kam mit ihm überein, das Darlehen als Deckung einer Spielschuld zu verschleiern. Infolge der großen Eile, in der die Angelegenheit zu ordnen war, schrieb Justus Breeg den Schuldschein auf das nächstbeste Stück Papier, es war die Warnung des Russen. Jahrelang hüteten Walter Tervingen und seine Mutter ängstlich das Geheimnis, bis es nun durch den Mord an Thomas Breeg in die Öffentlichkeit gezerrt und zu seines Vaters Kenntnis gebracht zu werden drohte! Da entschloß sich Walter Tervingen zu einem zweiten Opfer und schwieg seinen Eltern und seiner Schwester zuliebe über all dasjenige, was ihn so ungeheuer belastete, schwieg, weil er sonst das Geheimnis von Xenias Vergangenheit preisgegeben und verraten hätte, daß sie noch lebte. Er wußte noch nicht, daß aus der Lüge inzwischen Wahrheit geworden war, Xenia Tervingen lebte nicht mehr. Vielleicht hätte auch ihm diese Nachricht heute die Zunge gelöst.

Was Frau Tervingen weiter berichtete, entsprach genau den Vermutungen. Justus Breeg lieh das Geld und ließ von Walter den Schuldschein unterschreiben, nachdem er ihm zugesichert hatte, niemandem den wirklichen Verwendungszweck des Geldes zu verraten. Als Thomas Breeg nach seines Vaters Tode im Schreibtisch den Schein fand, mußte er annehmen, daß es sich um eine Spielschuld gehandelt hatte. Walters ungenauen Angaben, mit denen er dies bestritt, schenkte er keinen Glauben, denn für ihn, den Strengdenkenden, war ein Spieler auch fähig, ein Lügner zu sein. Die Tatsache, daß er den Betrag zurückerhielt — Walter hatte inzwischen Zeit und Gelegenheit zur Beschaffung gefunden — änderte seine Meinung nicht, der Schuldschein blieb in seinen Händen.

Es schien, als bedeute es für die verhärmte Frau eine Erleichterung, endlich ihr Herz von all dem ängstlich verborgenen Kummer befreien zu können. Ihr waren von dem Sohne auch die Vorgänge am Mordtage anvertraut worden. Ihr allein, der Mutter! Zu ihr hatte er sich hingeflüchtet, wie früher in seinen Knabenjahren.

»Das war an dem Tage, als er bei Elisa Breeg war«, fuhr Frau Tervingen leise fort. »Sie wies ihn ab, sie sah in ihm den Mörder ihres Bruders. Mein Gott, Walter durfte ihr doch den Zusammenhang nicht erklären, er hatte ja Xenia und mir sein Wort gegeben. Und selbst wenn er wortbrüchig geworden wäre, hätte er dann nicht befürchten müssen, daß Elisa niemals die Gattin eines Mannes werden würde, dessen Schwester —«

Sie preßte die Lippen zusammen und starrte vor sich hin. Eine Frage des Untersuchungsrichters riß sie aus ihren Gedanken.

»Sie wissen, unter welchem Verdacht Frau de Bergen steht?«

»Ich weiß es. Aber ich weiß auch, daß dieser Verdacht ebenso unhaltbar ist wie der, daß Walter es war, der Breeg niederschoß.« Sie richtete plötzlich ihre gebeugte Gestalt auf, ein schwaches Lächeln verflog auf ihren Zügen. »Herr Rat, eine Mutter braucht weder Aktenfaszikel noch Zeugenaussagen, das Herz sagt ihr das Richtige. Keines meiner Kinder hat Mörderblut an den Händen! Daß aber der Verdacht sich auf sie beide richtete, ist die Schuld unglücklicher Verkettungen. Ich will sie Ihnen jetzt nicht mehr verschweigen, es wäre zwecklos, und — ich bin am Ende meiner Kraft. Ich habe nicht Walters starke, tröstende Zuversicht, daß der Schuldige binnen kurzem gefunden wird, ich kann es nicht verantworten, länger zu schweigen... Walter litt unter Thomas Breegs Mißtrauen, das er nicht beseitigen konnte. In seiner Verzweiflung wandte er sich an Xenia. Sie hielt sich in einem großen Badeort auf. Walter bat sie um eine schriftliche Bestätigung, daß der Betrag von dreitausend Mark damals nicht Spielschulden ihres Bruders decken sollte, sondern die Forderung des geschädigten Juweliers.«

»Sie gab diese Bestätigung?«

»Nein. Aber sie schrieb an Walter, Donnerstag, den Vierundzwanzigsten, berühre sie unsere Stadt auf der Durchreise, sie halte es für das beste, selbst zu Thomas Breeg zu gehen, ihm alles zu erklären und ihn um den Schuldschein zu bitten, Walter möge sie zwischen acht und neun Uhr im Café Hanschmann erwarten und Vorsicht walten lassen, damit der Vater nichts von ihrer Anwesenheit erfahre ...«

»Breeg — Donnerstag — Vorsicht«, warf Staatsanwalt Lötzen dem Untersuchungsrichter leise zu. »Der zerrissene Brief im Papierkorb!«

So leise die Worte gesprochen worden waren, Frau Tervingen hatte sie trotzdem gehört.

»Ja, der unglückselige zerrissene Brief! Hätte Walter den Brief nicht in der Tankstelle zerrissen, wer weiß, ob es soweit gekommen wäre. Die Erregung hatte ihm die Besonnenheit geraubt ... Xenia erreichte, daß Thomas Breeg ihr den Schuldschein aushändigte. Wie Walter von ihr erfuhr, war Breeg von ihrer Erklärung tief bewegt. Es hätte also noch alles gut werden können, aber — das Schicksal hat es anders gewollt ...«

Sie strich die Tränen von den eingefallenen Wangen, trotzdem sie sich beherrschen wollte, brachen sie nun wieder unter den gesenkten Wimpern hervor.

Ihre Worte und ihr persönlicher Eindruck hatten kaum einen Zweifel an der Richtigkeit der Darstellung bei Doktor Becker und Lötzen aufkommen lassen, aber der Bitte, den Sohn noch heute aus der Haft zu entlassen, konnten sie natürlich nicht entsprechen, der Beschuldigte selbst mußte erst die Angaben bestätigen, und sie mußten nachgeprüft werden, wie das Gesetz es verlangte, oder — es müßte der Mörder noch im Laufe des heutigen Tages gefunden werden, was wohl nicht zu erwarten war.

Es kostete Frau Tervingen einen schweren Kampf, sich mit diesem Bescheid zufriedenzugeben.

(Fortsetzung folgt)

Kleine Eitelkeiten / Geschichten von großen und kleinen Leuten

Erzählt von Lilly Freund

Nicht von jenem Selbstgefühl soll hier die Rede sein, das als das berechtigte Zeichen geistigen Besitzes zu gelten hat, von jenem Selbstgefühl, das Goethe in hohem Maße besaß. Während der Stolz bei einer wahren Persönlichkeit alle Berechtigung hat, läuft die Eitelkeit Gefahr, zur Lächerlichkeit zu werden. Dennoch wirkt es versöhnlich, daß auch große Geister solche Schwächen zeigen, die uns beweisen, daß ihnen das Menschliche und Allzumenschliche gleichfalls nicht fremd ist. So war August Wilhelm von Schlegels Einbildung sprichwörtlich. Es war bekannt, daß er sich rosenrot schminkte und das so entstandene Malereiprodukt in dem am Deckel seiner Tabakdose befindlichen Spiegel zu bewundern pflegte. Überdies trug er eine Perücke. Das heißt nicht eine, sondern zehn! Mit diesen zehn wollte er den natürlichen Haarwuchs vortäuschen; infolgedessen waren die Haare jeder einzelnen jeweils um einige Millimeter länger. Trug er Perücke Nummer 10, so konnte er — wunderbar schauspielernd — versonnen sagen: »Ich glaube, es ist Zeit, daß ich mir mal wieder die Haare schneiden lasse.« Am nächsten Tage erschien er dann in Perücke Nummer 1.

Der Hallenser Historiker Friedrich Wiedeburg konnte hinsichtlich der Eitelkeit als ein Zwilling Schlegels gelten. Von seinem Diener Jean Baptiste wurde ein reizendes Gespräch verraten:

Wiedeburg (zu dem im gebührenden Abstand hinter ihm gehenden Diener): »Jean Baptiste!«

Jean Baptiste (herbeieilend): »Herr Hofrat?«

Wiedeburg: »Hast du die Damen, die eben vorübergingen, bemerkt?«

Jean Baptiste: »Jawohl, Herr Hofrat.«

Wiedeburg: »Haben sich die Damen nach mir umgeblickt?«

Jean Baptiste: »Jawohl, Herr Hofrat!«

Wiedeburg: »Lange umgeblickt?«

Jean Baptiste: »Ja, Herr Hofrat.«

Wiedeburg (stolz weiterschreitend): »Laß sie schmachten!«

Der berühmte Heidelberger Philosoph Kuno Fischer stand im Rufe, für äußere Ehrenzeichen und besonders für den ihm verliehenen Titel Exzellenz eine übertriebene Wertschätzung zu haben. Die Studenten, die diese kleine Eitelkeit ihres Lehrers kannten, kamen überein, ihn so oft wie nur möglich mit dem neuen Titel anzureden. Als einer es aber gar zu bunt trieb, versuchte Kuno Fischer zu dämpfen: »Nicht immerfort Exzellenz, junger Mann — nur so hin und wieder!«

Auch mancher unserer Dichter und Künstler war nicht frei von absonderlichen Eitelkeiten. Es hat etwas Rührendes, daß E. T. A. Hoffmann, der Meister der phantastischen Literatur, den Ehrgeiz hatte, ein guter Jäger zu sein. In seinem Tagebuch findet sich die Eintragung: »Am 25. Oktober ein Reh geschossen und mich gefreut.« Der Vorgang aber war nach der Aussage des Försters ganz anders. Ein ganz gemeiner, verfluchter Kerl, wie Hoffmann ihn später nannte, trat nach dem fraglichen Schuß vor und sprach: »Meine Herren, glauben Sie nicht, daß Herr Hoffmann das Reh getroffen hat. Ich sah ganz deutlich, wie der Herr Förster das Tier selbst erlegt hat.« Nun habe er, der Förster, den übrigen zugezwinkert, worauf alles geschrien habe: »Das ist nicht wahr! Herr Hoffmann hat das Reh getroffen, ihm gebührt die Ehre!« Anschließend daran habe man Eichenlaub gebrochen und den glücklichen Schützen geschmückt, eine Zeremonie, die er sich mit großem Behagen gefallen ließ.

Über den Intendanten und großen Schauspieler Possart ist eine Fülle von Anekdoten im Umlauf. Daß er den äußern Ehrungen nicht abhold war, beweist fast jede von ihnen, am schönsten wohl jene Geschichte, die sich bei seinem russischen Gastspiel in Petersburg zugetragen haben soll. Man feierte ihn dort sehr und wollte ihm eine Dankadresse überreichen. Zuvor erkundigte man sich, mit welchem Titel Possart auf dieser Urkunde genannt werden wollte. Possart sann eine Weile nach; dann äußerte er: »Meine lieben jungen Freunde, lassen Sie doch allen höfischen Tand beiseite und nennen Sie mich ganz schlicht: Herr Geheimer Hofrat, Generalintendant, Doktor h. c. h. c. Ernst Ritter von Possart.« Als er endgültig von seinem Intendantenamt zurücktrat, traf der spanische König in München ein. Possart saß mit einem Freund in einer Weinstube. Es war gegen neun Uhr, im Theater also große Pause. Possart starrte in sein Weinglas und sprach mit hohler Stimme: »In diesem Augenblick — pfui Teufel — bekommt Speidel, mein Nachfolger, meinen Orden!«

Nicht so sehr nach Lob und Anerkennung wie nach Glauben begehrte der sächsische Schriftsteller Karl May, der nur selten die Grenzen seines Vaterlandes überschritten hat. Er konnte wild werden, wenn man ihm nicht glaubte, daß er mit Silberbüchse und Bärentöter so mancher Rothaut den Skalp abgenommen hatte. Man erzählt sich von ihm, daß er eines Tages in Prag auf dem Bahnhof eine Zeitung kaufte; während er nach Dresden heimwärts fuhr, las er, daß in Athen in einer Seitenstraße zwei Matrosen aus Madagaskar wegen einer Messerstecherei verhaftet worden seien. Seit diesem Tage war es seine Gewohnheit am Stammtisch, wenn einmal von Griechenland die Rede war, träumerisch in die Ferne zu blicken und leise vor sich hin zu sagen: »Ja, ja, Athen! Athen, wo ich mich im Jahre 1893 mit Madagassen stach!« — Eine andere Geschichte von Karl May, die sicherlich nicht wahr ist, las ich vor einigen Jahren. Nach ihr stand Karl May ein wenig unter dem Pantoffel, was er der Stammtischrunde aber nicht zugeben wollte. War die Sitzung mal ein wenig zu ausgedehnt, geschah es, daß ein Bote ein Stück gegerbter Rindshaut brachte, auf der sich seltsame Zeichen befanden. Karl May warf einen Blick darauf, erhob sich und sagte: »Meine Herren, sehen Sie hier eine Botschaft von meinem Freunde, dem Häuptling Winnetou. Er ist soeben hier eingetroffen und erwartet mich zu Hause.« Noch ein paar Worte über die fürchterlichen Abenteuer, die er mit der Rothaut erlebt hatte, dann verschwand er, wie seine Frau es befohlen hatte.